

BUCHBESPRECHUNGEN

MARTIN LUTHER KING

WOHIN FÜHRT UNSER WEG?

Chaos — oder Gemeinschaft? Econ-Verlag, Wien—Düsseldorf 1968. 259 S., Ln. 18,— DM.

Audi ohne den schauerlichen Mord von Memphis käme dem neuen, nun letzten Buch von Martin Luther King höchste Aktualität zu, denn es beleuchtet mit nicht zu überbietender Klarheit die tragische Situation, der sich die Vereinigten Staaten — wahrlich nicht ohne eigene Schuld — in diesen Monaten gegenübersehen.

Schon seinem vorletzten Buch hatte Martin Luther King den vielsagenden Titel gegeben: „Warum wir nicht warten können.“ 1967 erschien dann in New York sein Buch „Where do we go from there“, das vor wenigen Wochen in guter Übertragung (*Hildegard Jany*) deutsch herauskam. Bezeichnend für die Zuversicht, die Martin Luther King bis zuletzt trotz aller Enttäuschungen beseelte, ist die Widmung, die er dem Buch mit auf den Weg gab: „Den engagierten Anhängern der Bürgerrechtsbewegung, Neger und Weißen, die bei allen Verwirrungen und Rückschlägen standhaft blieben. Sie geben mir die Gewähr, daß brüderliche Gemeinschaft nicht nur der Traum der Menschheit, sondern ihre Wirklichkeit sein wird.“

KENNETH B. CLARK

SCHWARZES GETTO

Mit einem Vorwort von Gunnar Myrdal. Aus dem Amerikanischen. Econ-Verlag, Düsseldorf und Wien 1967. 312 S., Ln. 20,— DM.

Das Buch des amerikanischen Sozialwissenschaftlers, der selbst ein Neger ist, wurde mehrfach ausgezeichnet. Mit Recht, handelt es sich doch um eine präzise Bestandsaufnahme des Negerproblems in den USA. Clark addiert Fakten, bevor er Ansichten äußert, mit dem sachlichen Sinn des Gelehrten, wenn auch nicht ohne Überzeugung. Damit tauchen Wahrheiten auf, die nur zu oft verdrängt werden.

Zunächst: die Neger stellen eine von den Weißen getrennte Gemeinschaft dar. Der Graben, der beide voneinander trennt, wird nicht schmaler, sondern breiter. Die Neger leben ein Getto-Dasein mit spezifischen Merkmalen, eigenen Bedingungen und Tendenzen. „Das Schwarze Getto ist institutionalisierte Pathologie; es ist chronisch sich selbst verewigende Pathologie; es ist ein vergeblicher Versuch derjenigen, die die Macht haben, diese Pathologie zu isolieren, um die Verbreitung ihres Bazillus auf die ‚größere Gemeinschaft‘ zu verhindern.“ Inmitten einer hochentwickelten Gesellschaft

Diese Zuversicht hinderte Martin Luther King nicht, die Wirklichkeit in ihrem vollen Ernst, in ihrer ganzen Gefährlichkeit zu sehen: sein Grundgedanke ist, daß „die Einigkeit (der Rassen in den USA) auf der Erfüllung der Gleichheit beruhen“ müsse — „und da es darüber keine Verständigung gab, trennten sich die Wege unerbittlich wieder“. Hier liegt die furchtbare Schuld der Weißen, auch und besonders der Liberalen, denn: „In Krisenstimmung (wie jetzt wieder nach dem Mord von Memphis .. . W. F.) werden Gesetze angenommen — aber nach der feierlichen Unterzeichnung der Gesetze gibt es keinen nennenswerten Eifer mehr. Die Verkündung des Gesetzes wird schon als Verwirklichung der Reform angesehen.“

Das bedeutet, daß nur die — einfachere — Hälfte des Notwendigen geschieht, das Wesentliche aber nicht getan wird; etwa: „Die Beseitigung von Slums, in denen Millionen wohnen, ist viel komplizierter als die Aufhebung der Rassentrennung in Omnibussen und Imbißstuben.“ „Die meisten Weißen in Amerika, darunter viele Menschen mit gutem Willen, gehen 1967 von der Voraussetzung aus, daß Gleichheit ein unbestimmter Ausdruck für Verbesserung ist... daraus entstehen die meisten Reibungen zwischen Negern und weißen Liberalen.“ Und daraus ergibt sich für die Neger „ein Abgrund von Unglaubwürdigkeit“.

Wenn überhaupt ein Buch so könnte dieses dazu beitragen, in letzter Stunde das Schlimmste zu verhüten. *Prof. Dr. Walter Fabian*

wird das Getto von Unterentwicklung gekennzeichnet: „Mangelhafte Erziehung, Instabilität der Familie, Unehelichkeit, Arbeitslosigkeit, Kriminalität, Rauschgiftsucht, Alkoholismus, häufige Krankheit und geringe Lebenserwartung — alle diese Symptome einer Gesellschaft der unteren Klasse plagen die Schwarzen Gettos Amerikas.“

Clark nennt das farbige Volk eine Kolonie im Innern Amerikas. Wie Kolonisierten wurde ihnen der Aufstieg verwehrt, werden sie auf unqualifizierte Tätigkeit festgelegt. Selbst im Getto gehören wirtschaftliche Schlüsselpositionen den Weißen. Seine soziale Dynamik wird von der umliegenden Gesellschaft hervorgerufen: selbst die Neger, welche die Weißen radikal verwerfen, wollen es ihnen gleichtun. Jetzt setzt sich bei den Farbigen die Tendenz durch, die Gleichheit zu erlangen, indem sie ihre Besonderheit betonen.

Dieser Nationalismus, bisweilen in einen Rassismus mündend, ist uns aus den kolonialen Unabhängigkeitsbewegungen bekannt: die Selbstbefreiung bekundet sich zuerst auf dem Wege eines scharf artikulierten nationalen Protestes. Nach Clark ist die Negerunterdrückung das Siegel der amerikanischen Gesellschaft, die ihren Aufstieg sicherte, indem sie die Farbigen

niederhielt. Kein Sektor blieb von diesem Geist verschont: „Auf der obersten Gewerkschaftsebene ist die Position der Neger schwach und nahezu unsichtbar. In New York hat kein Neger eine wirkliche Machtstellung in den Arbeiterorganisationen. Die Neger sind in der amerikanischen Arbeiterbewegung wirksam segregiert worden, ähnlich wie in den amerikanischen Kirchen . . .“ Clark plädiert für eine wirkliche Rechtsgleichheit, „weil die Neger, solange sie aus den Gewerkschaften ausgeschlossen sind, ein riesiges Reservoir billiger Arbeitskraft darstellen, das im Endergebnis die arbeitenden Menschen mehr bedroht, als es die Konkurrenz der Neger innerhalb der Gewerkschaften tun könnte“. Das ist unbestreitbar, doch dürfte das Ziel nicht leicht zu erreichen sein.

Wichtige Passagen sind der Kritik der weißen Liberalen gewidmet. Ihnen wird vorgeworfen, die Verbundenheit mit den Negern der Freundschaft der Weißen zu opfern: „So wird zum Beispiel gefordert, die Neger sollten in einer Weise vorgehen, die der herrschenden weißen Gesellschaft keine Unannehmlichkeiten bereitet; die Unterdrückten werden also aufgefordert, sich um das Wohl und die Empfindlichkeit derer den Kopf zu zerbrechen, die sie als ihre Unterdrücker betrachten.“ Darauf antwortet Clark: „Für die Privilegierten ist jede wirkliche Revolution unangenehm; keine wirkliche Revolution kann innerhalb bequemer Grenzen gehalten und angenehm gemacht werden.“

In anderen Kapiteln werden Probleme der Sexualität, der Psychologie, der Kirchen und der neuen nationalistischen Gruppen behandelt.

Der Verfasser entwirft keine Lösung, doch unterbreitet er mustergültig das Material. Seine Schlußfolgerung: „Es wird eine große Tragödie geben, wenn der Weiße nicht sehen oder hören will, wenn er sein Herz und seinen Verstand nicht aufschließt.“

Heinz Abosch

MICHAEL MANSFELD
BONN — KOBLENZER STRASSE

Der Bericht des Robert von Lenwitz. Verlag Kurt Desch, München 1967. 467 S., Ln. 24,— DM.

„Was war sein politisches Erbe? Er hinterließ eine Nation ohne alle und jede politische Erziehung, und vor allem eine Nation ohne allen und jeden politischen Willen, gewohnt, daß der große Staatsmann an ihrer Spitze für sie die Politik schon besorgen werde. Eine politische Tradition dagegen hinterließ der große Staatsmann nicht. Selbständige Köpfe und vollends Charaktere hatte er weder herangezogen noch auch nur ertragen. Demgegenüber nun als ein negatives Ergebnis seines gewaltigen Prestiges: ein völlig machtloses Parlament. Denn darauf: ob große Probleme in

einem Parlament nicht nur beredet, sondern maßgeblich entschieden werden, ob also etwas und wieviel darauf ankommt, was im Parlament geschieht oder ob es nur der widerwillig geduldete Bewilligungsapparat einer herrschenden Bürokratie ist —, stellt sich Höhe oder Tiefe seines Niveaus ein.“

Viereinhalb Jahre nach dem Rücktritt des ersten westdeutschen Bundeskanzlers, ein Jahr nach seinem Tod und fünfzehn Monate nach der Geburt der Großen Koalition in Bonn ist mancher wohl versucht, in diesen Sätzen die elegische, aber gleichwohl beißende Kritik eines Zeitgenossen an *Konrad Adenauer* zu erkennen. In Wirklichkeit handelt es sich jedoch um Sätze, die vor mehr als einem halben Jahrhundert der 1920 gestorbene große Soziologe *Max Weber* über den *ersten deutschen Reichskanzler*, über *Bismarck*, geschrieben hat. *Michael Mansfeld* läßt einen altgedienten deutschen Diplomaten dazu die Fußnote schreiben: „Adenauer oder Bisnauer — das ist hier die Frage.“

Die Übereinstimmung ist in der Tat bestürzend. So verschieden nach sozialem Hintergrund und menschlicher Substanz die beiden deutschen Regierungschefs auch gewesen sind, so beklemmend ist die Wirkung ihrer politischen Herrschaft auf ihre Landsleute und auf ihre politischen Erben gewesen. Das mögen diese Erben selber nicht immer oder mindestens nicht alsbald erkannt haben; aus kritischer Distanz war und ist diese Wirkung unverkennbar, wobei die Distanz sowohl durch Zeitablauf wie auch durch geistige Selbständigkeit geschaffen werden kann.

Das Buch „*Bonn — Koblenzer Straße*“, das *Michael Mansfeld* vor einigen Monaten vorgelegt hat, schafft sich die Distanz durch geistige Selbständigkeit. Es ist jedoch mehr als eine vernichtende Kritik der Ära Adenauer — eine Kritik, die vornehmlich unter außenpolitischem Blickwinkel und an der Institution des Auswärtigen Amtes geübt wird. Es ist der neueste Beitrag zu einem Thema, das vor und nach *Heinrich Heine* schon oftmals, aber niemals scharfsinniger abgehandelt worden ist als 1945 von *Ernst Niekisch* in seiner Schrift „*Deutsche Daseinsverfehlung*“. Damals schrieb Niekisch als Schluß seiner Untersuchung:

„Das deutsche Volk steht am Scheidewege: bleibt es seinen alten, überlebten, widerlegten, bankrotten Idealen treu, wird es zwischen den Mahlsteinen der siegreichen imperialen Mächte zermahlen; gelingt ihm der entschlossene Vorstoß in den Raum der moralischen, geistigen, kulturellen Werte, rettet es sich noch Daseinsinn und Lebensaufgabe. Kulturpolitik ist künftighin die einzige mögliche deutsche Politik überhaupt und moralisches Heldentum der einzige Lebensstil, der dem deutschen Volk noch Ehre und Größe verleihen kann.“

Das Buch von Mansfeld, das den Untertitel „Der Bericht des Robert von Lenwitz“ trägt, legt ebenso anschaulich wie überzeugend dar, daß die Deutschen, die in der Bundesrepublik leben, Niekischs Mahnung von 1945 mißachtet haben und daß sich die Prophezeiung, dann werde das deutsche Volk „zwischen den Mahlsteinen der siegreichen imperialen Mächte zermahlen“ werden, im Begriff ist, in Erfüllung zu gehen. Freilich nimmt Mansfeld Niekischs Warnung nicht mehr auf. Er hält das augenscheinlich für sinnlos.

Man kann mancherlei Einwände gegen dieses Buch vorbringen, hauptsächlich Einwände formaler Art. Vorgeblich ist es der Lebensbericht des märkischen Edelmannes Robert von Lenwitz, Sohn eines Generals, zunächst aktiver Offizier, bei Stalingrad zusammengeschossen, dann Diplomat geworden und über den Zusammenbruch geblieben, bis er sich schließlich Mitte der fünfziger Jahre angewidert nach Spanien zurückzieht, um dort Maultiere zu züchten. Gleichzeitig enthält dieser romanhafte Bericht autobiographische Züge des Verfassers, der im Zweiten Weltkrieg zusammengeschossen wurde, sich später dadurch einen Namen als Journalist machte, daß er die Totalrestauration der Wilhelmstraße in der Koblenzer Straße aufdeckte und den Anstoß zu einer allerdings nahezu wirkungslosen Untersuchung durch den Bundestag gab. Mansfeld gehörte in den fünfziger Jahren zu den schärfsten Kritikern der restaurativen Entwicklung Westdeutschlands und zog sich schließlich resigniert nach Spanien zurück.

Wo die Grenzen zwischen eigenen Erlebnissen und Erfundenem verlaufen und inwieweit Robert von Lenwitz mit einem früheren Angehörigen des Auswärtigen Amtes identisch ist, vermag auch ein kritischer Leser nicht zu entscheiden. Überraschend und teilweise verwirrend ist das Auftreten geschichtlicher Personen mit ihrem eigenen Namen, während andere Akteure mehr oder minder wirksam verschlüsselt worden sind. Ebenso ungewöhnlich sind die zahlreichen Zitate aus amtlichen Dokumenten des Auswärtigen Amtes wie auch des Nürnberger Kriegsverbrechertribunals, wobei die Authentizität vieler Zitate wohl gegeben, aber nicht immer kontrollierbar ist. Es handelt sich also um eine Kreuzung aus Roman, Erlebnisbericht und zeitgeschichtlicher Reportage.

Mansfeld rechtfertigt in einem Vorwort die Verschlüsselung eines Teils der Personen: „Ich habe kein Interesse an langwierigen Prozessen, in denen die Wahrheit von brillanten Plädoyers, weisen Richtersprüchen und Paragraphen für immer zugedeckt wird.“ Wenn man die fatale Neigung der Deutschen kennt, politischen Entscheidungen und Auseinandersetzungen durch die Flucht vor den Kadi oder durch den Rückzug auf juristische Theorien auszuweichen, kann man gegen diese Recht-

fertigung kaum etwas einwenden. Ebenso wird man Mansfeld zustimmen müssen, wenn er den (vorgeblichen oder wirklichen) Bericht des Robert von Lenwitz „für eine wichtige Ergänzung der neueren deutschen Geschichtsschreibung“ hält. „die schon wieder erhebliche Lücken aufweist und — wie so oft seit Bismarcks Zeiten — Ursache und Wirkung nicht mehr klar zu erkennen gibt.“

Eine Herausforderung an die hauptsächlich der Nachkriegsgeschichte sich widmenden deutschen Historiker ist die Darstellung der Vorgeschichte und des Zustandekommens des Wiedergutmachungsabkommens mit Israel. Wenn von Mansfelds Schilderung auch nur ein Viertel dokumentarisch belegbar wäre, so stellte das der Intelligenz wie auch der moralischen Integrität der meisten auf deutscher Seite beteiligten Politiker und Diplomaten allerdings ein-vernichtendes Zeugnis aus.

Schließlich sind aber selbst so gravierende Abschnitte nur Einzelheiten in einem Panorama deutscher Geschichte (überwiegend) nach 1945, dessen zentrales Thema der Versuch ist, eine Antwort auf die Frage zu finden, warum die Deutschen nach der totalen Katastrophe des Zweiten Weltkrieges immer noch nicht begriffen haben, was ihre Aufgabe als Volk in dieser Welt eigentlich ist. Lenwitz-Mansfeld schreibt über ein Erlebnis in den ersten Wochen nach dem Zusammenbruch: „An diesem Morgen beschloß ich, Deutschland zu ändern. Das hat damals mancher beschlossen. Da es jeder für sich allein tat, war der Erfolg nicht gerade überwältigend.“ Das ist sicher nur ein Teil der Erklärung, aber es *ist* ein Teil. Wie auch jene Äußerung der alten Tante Alma von Lenwitz, die zum radikalsten Widerstand gegen Hitler gehört hatte: „Diesmal wird man vielleicht in Deutschland begreifen, daß es ein höheres Gut gab als das Vaterland. Mütter müssen begreifen, daß die Söhne für Verbrecher fielen, nicht fürs Vaterland. Die Soldaten werden es begreifen müssen. Alle...“ Der Neffe und Autor setzt hinzu: „Man wird verstehen, daß ich an diese erste Nacht in Berlin nach 1945 nur traurig zurückdenke. Alma behielt unrecht.“

Hier stoßen wir auf den Kern unserer abermaligen Daseinsverfehlung, zu der Mansfeld bei der Erörterung der Rolle des Staatssekretärs im Auswärtigen Amt *Ernst von Weizsäcker* bemerkt: „Selbst Mitschuld und Mitverantwortung für Vergangenes werden ja bis heute durchaus verschieden beurteilt, nicht einmal diese Frage haben die Nürnberger Prozesse geklärt. Die Einsichtslosigkeit einer ganzen Generation machte es unmöglich, Bilanz zu ziehen.“

Aber es geht Mansfeld schließlich nur deshalb so sehr um die Erkenntnis der Vergangenheit, weil daraus Folgerungen für die Zukunft entstehen müssen, ob man sich nun sol-

cher Erkenntnis stellt oder sie verdrängt. „In den Nürnberger Prozessen lagen die Akten des Deutschen Reiches auf dem Tisch . . . Aus den Akten hätten sich sogar Richtlinien für eine künftige deutsche Außenpolitik ergeben können. Neben den Juden waren Polen und Tschechen Hauptleidtragende des Hitlerregimes gewesen. Die Kenntnis der Vorgänge, nicht einmal das Nachforschen nach etwa Beteiligten, hätte erkennen lassen müssen, wo die Schwerpunkte einer neuen deutschen Außenpolitik zu suchen waren, wenn die Bundesrepublik ein besseres, ein anderes Deutschland verkörpern wollte.“ Weil man diese Schwerpunkte zwanzig Jahre lang nicht gesucht hat, steht über den bescheidenen ostpolitischen Bemühungen der Großen Koalition die bittere Erkenntnis: zu wenig und zu spät.

Dieses Buch ist keine erheiternde, aber es ist eine notwendige Lektüre für diejenigen Deutschen, die nach einer Erklärung dafür suchen, warum trotz allen wirtschaftlichen Erfolgen der Weg der Bundesrepublik schließlich doch wieder als Abweg erkennbar wird. Es braucht nach den bisherigen Stichproben kaum mehr gesagt zu werden, daß der ehemalige Offizier Lenwitz-Mansfeld die Wiederaufrüstung der Bundeswehr für grundsätzlich falsch hält. Zu der Denkschrift des (nicht namentlich genannten) Generals *Speidel*, der 1949 als Historiker Vorlesungen hielt, Adenauer als militärischer Berater diente und damals die Aufstellung von zwölf westdeutschen Divisionen für möglich erklärte, bemerkt Mansfeld: „Drei Jahre waren vergangen seit dem Ende des großen Mordens, das auch sechs Millionen deutschen Soldaten und Zivilisten das Leben gekostet hatte. Nach zwei Weltkriegen in einer Generation, ausgelöst von Deutschen, plante ein Historiker schon wieder — auftragsgemäß — eine deutsche Armee. Was mußte das doch für ein miserabler Historiker sein...“

Und so läßt er einen anderen (echten oder glaubwürdig erfundenen) deutschen General, der jahrelang in NATO-Stäben gearbeitet hat, seinen Entschluß, sich reaktivieren zu lassen, folgendermaßen begründen: „Es reizt mich, in die Schädel zu hämmern, daß es für uns zum Beispiel keine Sicherheit mehr gibt und niemals mehr geben wird, ob wir nun hunderttausend oder eine Million Soldaten haben, ob wir mit Atombomben schmeißen können oder nicht.“

Ein einsichtiger General, der freilich am Schluß des Buches ebenso resigniert wie der Held Robert von Lenwitz. Die Resignation gründet sich auf die Überzeugung, daß Daseinsverfehlung zur Erbkrankheit der Deutschen geworden sei. Trotzdem steckt in diesem Buch die herausfordernde Hoffnung, daß sich noch Deutsche finden möchten, die solche Resignation Lügen strafen.

Dr. Helmut Lindemann

JEAN FRANCOIS STEINER

TREBLINKA

Die Revolte eines Vernichtungslagers. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg und Hamburg 1966. 348 S., Ln. 19,80 D-Mark.

Treblinka war ein Vernichtungslager, in dem ursprünglich die Juden Warschaus, im Lauf der Jahre 1942 und 1943 aber insgesamt schätzungsweise 800 000 Juden aus allen Teilen Europas getötet wurden. Es hatte eine jüdische Bedienungsmannschaft von etwa 1500 Männern, die — bewacht von SS-Leuten und Ukrainern — den Transport der Angekommenen in die Gaskammern, das Sortieren und Verpacken ihrer Kleidung und Habseligkeiten, das Begraben und später das Verbrennen ihrer Leichen zu besorgen hatte. Diese Juden machten am 2. August 1943 einen Aufstand, überwältigten unter schweren Verlusten ihre Bewacher und entflohen in die Wälder. Von den etwa 600 Entkommenen erlebten nur 40 die Befreiung durch die russische Armee.

Der Autor des Buches ist ein offenbar jüngerer französischer Jude, dessen Vater in einem deutschen Konzentrationslager umgekommen ist. Die Absicht, die er mit seinem Buch verfolgt, ist neuartig. Bisherige Publikationen von Überlebenden der KZs galten überwiegend der Dokumentation dessen, was ihnen und ihren Leidensgenossen in den Lagern geschehen war; vgl. etwa — unter den auch in Deutschland erschienenen Büchern — *Kitty Hart*: „Aber ich lebe“ (Auschwitz), *Borowski*: „Die steinerne Welt“ (Warschau und Auschwitz), *Wells*: „Ein Sohn Hiobs“ (Lemberg), *Wiesel*: „Die Nacht zu begraben, Elischa“ (Ungarn und Auschwitz).

Steiner, der Autor von „Treblinka“, steht in einer anderen Tradition. Er gehört zu einer Generation, die nicht selbst die Vernichtungslager erlebt hat, sondern auf die Berichte über sie reagiert. Von seiner Art gibt es z. B. in Israel viele junge Juden. Ein Problem, das sie im Zusammenhang mit dem Schicksal der von den Nazis vernichteten Generation beschäftigt, ist die Frage, warum sich Millionen Juden wie die Schafe zur Schlachtbank haben führen lassen. Es ist dies eine Frage nach dem Selbstverständnis der Juden überhaupt, denn von der Antwort darauf hängt es ab, ob sie sich von einem Fluch, einem unausweichlichen Schicksal, einem unabänderlichen Charakter oder einer „typisch jüdischen Natur“ belastet fühlen müssen. Deshalb ist die junge Generation begierig auf Beweise des Gegenteils von Ergebenheit, Fatalismus, Selbstaufgabe und Erniedrigung im Verhalten von Juden gegenüber den Ausrottungsabsichten und methoden der Nazis. Sie fanden solche Beweise vor allen Dingen im Aufstand des Warschauer Ghettos.

In diesen Rahmen gehört auch „Treblinka“. Steiner will zeigen, wie im Lager dieses Na-

mens durch den Charakter, das Nachdenken, das Handeln und das Beispiel einer Widerstandsgruppe andere jüdische Menschen aus dem stufenweisen Abstieg von der Bewahrung der Menschenwürde bis zur Selbstaufgabe (was die Nazis methodisch raffiniert herbeiführten, um die Opfer für den Massenmord zu „präparieren“) zurückgeführt wurden in ein menschenwürdiges Verhalten. Das oft ausgesprochene Thema des Buches ist die Rettung der jüdischen Ehre.

Man muß diesen Hintergrund kennen, wenn man das Buch liest (*Simone de Beauvoir* deutet ihn in ihrem Vorwort an), denn nur so kann man seine Tendenz und seine Erzählmethode richtig einordnen. Man darf z. B. nicht über der offenkundigen Stilisierung von Personen und Ereignissen (die gelegentlich ins Romanhafte reicht) vergessen, daß es solche Personen und diese Ereignisse wirklich gegeben hat. Der Hauptsache nach ist das Buch authentisch (der Autor gibt im Nachwort Rechenschaft über seine Quellen). Umgekehrt darf man sich aber auch nicht dazu verführen lassen, diese stilisierte Form selbst für die Wirklichkeit zu halten. Wenn man die berechtigte Tendenz des Verfassers — berechtigt, wenn man an sein Problem und sein Bewußtsein denkt, s. o. — nicht als solche im Auge behielte, sondern seinen Bericht vom Heldentum der jüdischen Widerstandskämpfer für bare Münze nähme, bekäme man ein schiefes Bild von dem, was wirklich in Treblinka und anderen Lagern geschah.

Nur zwei Beispiele seien erwähnt. Aus Gründen der Deutlichkeit arbeitet Steiner mit einer Art Kausalität a posteriori, d. h. läßt er „rückwirkend“ alle Entschlüsse der handelnden Personen notwendig so und nicht anders, in diesem Augenblick und weder früher noch später erfolgt sein. Bei ihm gibt es im Grunde keinen Zufall. Sodann verwendet er aus Gründen der dramatischen Spannung eine Schnitt- und Blendtechnik, die die Zeit und die Personen montiert. Der furchtbare Alltag des Lagers droht so zu verschwinden.

Die Gefahr einer solchen Methode liegt auf der Hand. Das erstrebte Bild der Wirklichkeit bleibt im Zwielficht zwischen Abbild und Wirklichkeit. Wir wissen nicht, ob solches beim Stand der Information über diese Verbrechen in Deutschland (noch immer unzureichend partiell und oberflächlich!) bei uns schon opportun ist. Auf keinen Fall würden wir das Buch, wie der Klappentext es tut, in eine Reihe mit dem „Tagebuch der Anne Frank“ und der „Ermittlung“ von *Peter Weiss* stellen. Das Tagebuch ist gar nicht und die „Ermittlung“ nur wenig stilisiert. Vielleicht wäre eine Dokumentation über Treblinka in dieser Form nützlicher, weil überzeugender gewesen.

Sieht man von diesem Problem ab (das, wie wir wiederholen möchten, nicht zu Lasten des

Autors geht), dann bleibt das Buch interessant als Dokument für einen wichtigen Aspekt des heutigen jüdischen Selbstverständnisses und allerdings auch als Weg zu wesentlichen Erscheinungsweise der deutschen Vernichtungspolitik, vor allem ihrer Methoden, und des jüdischen Verhaltens in ihr. *Werner Beutler*

RUDOLPH M. LOEWENSTEIN PSYCHOANALYSE DES ANTISEMITISMUS

Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1967.
175 S., 3,— DM.

Der Autor faßte den Plan zu diesem Werk im August 1940, zwei Monate nach dem Waffenstillstandsabkommen zwischen der Vichy-Regierung und Hitlerdeutschland. *Marie Bonaparte*, die Freundin und Förderin von *Freud*, hatte Loewenstein von einem Gespräch mit dem Herausgeber einer französischen Zeitschrift berichtet, in der eine antisemitische Kampagne betrieben worden war; der Herausgeber hatte als Rechtfertigung dieser Kampagne nicht etwa seine eigenen Ansichten angeführt — im Gegenteil: er war kein Antisemit — sondern eine opportunistische Begründung gegeben: „... das Volk will sich an jemanden halten können, es braucht Opfer ... Eben die Juden.“ (S. 9)

„Dieses Gespräch“, sagt Loewenstein, „war für mich der Anlaß zu Überlegungen und Studien zum Problem des Antisemitismus“, und er fährt fort: „Zweifellos haben persönliche Motive zu dem Interesse beigetragen, das jenes Problem in mir erregt hat; ich meine damit die psychologische Situation eines Mannes, jier sich, obwohl im Rußland der Nachkriegszeit geboren, vollkommen mit Frankreich identifiziert hat und sich plötzlich von seinem Gastland moralisch verstoßen fühlt, weil er Jude ist. Jedoch reizten mich auch Gründe von allgemeinerer Bedeutung. Ich habe mir gesagt, die psychoanalytische Forschung, die sich mit der Untersuchung psychologischer Phänomene befaßt, bei denen die leidenschaftlichen und irrationalen Elemente überwiegen, könnte zum Verständnis des Antisemitismus beitragen. Der Antisemitismus weist in der Tat vielfältige, zugleich seltsame und unverständliche Merkmale auf; gleichzeitig können seine Auswirkungen so schwerwiegend sein, nicht nur für die Juden selbst, sondern auch für den einzelnen und die Nationen, die seinem Einfluß unterliegen, daß mir dringend schien, zu untersuchen, was die Psychoanalyse zur Lösung des Problems beisteuern kann.“ (S. 9 f.)

Wo soziologische und ökonomische Überlegungen die Widersprüche des antisemitischen Verhaltens nicht restlos klären können, sucht er die Wurzeln des Judenhasses im Unterbewußtsein aufzuspüren, die sich aus Oedipuskomplex

(Christentum und Islam sind aus dem Judentum hervorgegangen) und ambivalenten Gefühlen zusammensetzen. „Die Rolle der Juden für die Kultur entfaltet sich im Sarazenenreich. Es waren die Juden aus Alexandrien und Mesopotamien, die zusammen mit den Nestorianern die Araber mit der hellenischen Kultur bekanntgemacht haben, und später ist von ihnen das doppelte Erbe der antiken und islamischen Kultur nach dem Europa des Mittelalters gebracht worden.“ Aber diese Verpflichtung des Abendlandes gegenüber dem Judentum erzeugt eben nicht nur Liebe und Dankbarkeit, sondern auch Haß. „Auf die Dauer wird die Rolle jeden Vermittlers' schließlich undankbar.“ (S. 75 ff)

Aus der Rolle, die die Juden in der Entwicklung der abendländischen Völker gespielt haben und aus deren Bedeutung für das Judentum [„Das Judentum und die Kulturen die es beeinflußt hat: Islam und Christentum, sind eng miteinander verknüpft. Anderswo, wie zum Beispiel in Indien oder China, sind die jüdischen Gemeinschaften untergegangen oder vegetieren nur noch dahin.“ (S. 154)] leitet Loewenstein seine Theorie des Kultur-Paares Israel-Christenheit ab und fragt dann: „Gibt es Mittel, die Geißel zu bekämpfen, die der Antisemitismus ist?“ (S. 165). Zionismus, Verbot des Antisemitismus, Konversion aller Juden zum Christentum hält er für unwirksam. „Dagegen ist die Hoffnung vielleicht weniger abwegig, daß die Lehre von der Biblischen Geschichte in einem weniger ausgesprochen antijüdischen Sinn verbreitet werden könnte. . . Man kann nur hoffen, daß man sich in einer ziemlich nahen Zukunft darauf besinnen wird, daß der Antisemitismus eine soziale Krankheit ist, unter der nicht nur die Juden leiden, sondern auch die christlichen Gesellschaften, die sich in sie hineinziehen lassen, und daß Juden und Christen und ihre gemeinsame Kultur immer dann den größten Gewinn haben, wenn das Kultur-Paar, das sie bilden, ein Höchstmaß an gegenseitiger Toleranz und Zusammenarbeit mit sich bringt. Um den Antisemitismus zu bekämpfen, werden Christen und Juden für eine gemeinsame Sache streiten müssen: das Wohl der Menschen.“ (S. 166)

Der kleine Band enthält eine Fülle von Material und umfassenden Überlegungen, die vor allem darauf hinzielen, Pauschalurteilen mittels der Psychoanalyse den Boden zu entziehen. Allerdings ist diese sehr eindrucksvolle Auflösung auf die Inhalte des Unterbewußtseins gerichtet, wie sie in der Vergangenheit vorhanden waren. Den Wandel, der sich hier andeutet (s. z. B. A. Mitscherlich „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“, 1963) hat Loewenstein noch nicht mitverarbeitet. Daher auch der verhältnismäßig vage Blick auf die Möglichkeiten des Abbaus des Antisemitismus heute.

Anne-Marie Fabian

DAVID STAFFORD-CLARK
WAS FREUD WIRKLICH SAGTE

Aus dem Englischen übertragen von Erika Dannenberg und Edda Eppel. Verlag Fritz Molden, Wien—München 1967. 200 S., Paperback 9,80 DM.

Fassen wir Freuds Lehre in wenigen Thesen zusammen, so können wir sagen: Freud entdeckte, daß in jedem Menschen, nicht nur im Neurotiker und Psychopathen, geschlechtliche Erschütterungen in der frühen Kindheit aus der Erinnerung schwinden, „verdrängt“ werden, aber im späteren bewußten Leben eine störende Rolle spielen. Diese verdrängten Erinnerungen vermag die Psychoanalyse durch die Deutung der Träume, der Fehlhandlungen wie Versehen, Verhören, Verschreiben und durch weitere Methoden nach und nach bewußt zu machen. Schließlich können unbefriedigte Triebe unter Anleitung des Nervenarztes in verfeinerte, kulturell wertvolle Formen der Befriedigung umgeformt, „sublimiert“ werden.

Freud meint, unser Seelenleben vollziehe sich in drei Schichten. Erstens die Schicht des Unbewußten: das „Es“; hier bestimmen die Triebe, die nach Lust und immer mehr Lust streben. Aber das ungehemmte Luststreben führt zur Zerstörung, zum Tod. Deshalb ist ein Organ notwendig, das unser Luststreben leitet, kontrolliert und hemmt. Dieses Organ ist das „Ich“. Es soll unser Lustverlangen mit den Anforderungen der Außenwelt versöhnen. Die Anforderungen der Außenwelt treten uns zuerst in den Geboten der Eltern und anderer Autoritäten gegenüber. Unser Selbstwertgefühl leidet aber darunter, immer fremden Befehlen gehorchen zu müssen. Andererseits können wir uns ihnen nicht entziehen. Da hilft sich unser Seelenleben damit, daß es diese Befehle verinnerlicht. So bildet sich die Schicht des „Ober-Ich“, des Gewissens.

Freud sah, daß viele von uns an „Ich-Schwäche“, an Bewußtseinsschwäche leiden. Daraus kann eine Übermacht des „Es“ und eine Ohnmacht des „Ich“ resultieren, die sowohl zur Anpassung wie auch zur Gestaltung der Umwelt unfähig macht. Aus dieser Einsicht heraus forderte er: „Was Es ist, soll Ich werden.“ Das heißt, er lehnte den haltlosen Schwächling ab, der nur seinen Trieben hörig ist. Aber er hielt auch nichts vom lebensfeindlichen Asketen und wies nach, daß auch der Asket nichts anderes ist als ein seelisch abwegiger Mensch. Was Freud wollte, war also, daß der Mensch sein Ich, sein Bewußtsein nicht dazu benutzen sollte, um sein Lustverlangen zu töten oder zu knebeln, sondern um es so zu verwirklichen, daß er sein Glück nicht durch seelische Ausbeutung seiner Mitmenschen, sondern durch Zusammenarbeit und gegenseitige Rücksichtnahme baut.

Freuds Lehre ist nach wie vor umstritten. Wenn Stafford-Clark schreibt: „Neue Ideen

rufen fast immer Widerstand hervor — diese aber lösten leidenschaftliche Feindseligkeit und irrationale Verleugnung aus; darüber hinaus wurden nicht nur die Ideen, sondern auch ihre Schöpfer gesellschaftlich geächtet“, so gilt das auch noch für viele unserer Zeitgenossen, die nur zu gern die schmerzlichen Einsichten der Psychoanalyse abweisen. Andererseits hat aber auch ihr instrumentaler Charakter, der dazu führte, daß sie sowohl ein Mittel der Anpassung wie des Widerstandes sein kann, daß sie nicht nur kritischer Aufklärung, sondern in den Händen von Demagogen und Werbefachleuten gerissener Verführung und Verhüllung dienen kann, Einwände hervorgeufen. Daher ist es notwendig, sich immer wieder zu vergewissern, was Freud wirklich sagte.

Eine erste Hilfe hierbei kann Stafford-Clarks verständlich geschriebenes Buch sein. Stafford-Clark legt nicht nur die Grundgedanken von Freud dar, sondern auch ihre Entstehungsgeschichte. Klug setzt er sich mit der Kritik an der Psychoanalyse auseinander. Schließlich gibt er auch ein eindrucksvolles Bild von Freud, der ein aufrichtiger und großzügiger Mensch war. Freud, so meint Stafford-Clark am Schluß seines Buches, „hat sich lebenslang mit der menschlichen Schwäche beschäftigt, ohne sich abzuwenden und ohne sie zu verachten. Er war bemüht, den Menschen zu helfen, mit dem wild Animalischen fertig zu werden, das ohne ihr Verschulden ein Teil ihres Wesens ist. Er hat der Lehre von der Erbsünde nicht widersprochen, obwohl seine Erklärung dafür eine biologische und keine religiöse war. Er akzeptierte den Menschen, wie er ist, und trachtete danach, ihn freier, verantwortlicher und damit wertvoller zu machen — und er hat nie in der eingeborenen Schuld des Menschen einen Grund gesehen, ihn zu verurteilen“ (S. 191). Prof. Dr. Wilfried Gottschalch

GEORGES HAUPT
DER KONGRESS FINDET
NICHT STATT

Die Sozialistische Internationale 1914. Europa Verlag, Wien 1967, 320 S., Paperback 19,80 DM.

Georges Haupt, aus Siebenbürgen stammend, ist heute Professor an der Sorbonne in Paris und hat als einer der bedeutenden Historiker der Zweiten Internationale die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das vorliegende Buch, gegenüber seiner französischen Originalausgabe inhaltlich erweitert, behandelt zunächst die Tatsache, daß der für den August 1914 nach Wien einberufene Kongreß der Zweiten Internationale des Kriegsausbruchs wegen nicht stattfinden konnte. Aber weit darüber hinaus ist es eine Geschichte der Bemühungen der Internationale, etwa von 1906 an, ein gemeinsames und allgemein verbind-

liches Programm der Kriegsverhütung zu erarbeiten.

Damals hatte noch keine der der Internationale angeschlossenen Parteien Regierungsverantwortungen, und da alle Parteien von Friedensliebe durchdrungen waren, war es, sollte man meinen, nicht allzu schwer, zu einem gemeinsamen Standpunkt zu gelangen. Man entnimmt aber Haupts sehr eingehender, sich vielfach auf ungedruckte Dokumente stützender Darstellung, daß es schwere Gegensätze gegeben hat und es nie zu einer wirklichen Einigung gekommen ist, bis der Zusammenbruch der Internationale sie gegenstandslos machte.

Es ging vor allem um den Konflikt zwischen der französischen Sozialdemokratie und der SPD um die Frage der Drohung mit dem Generalstreik für den Kriegsfall. Die SPD wollte auf diese französische Forderung nicht eingehen; sie als straffst organisierte Partei hätte da am meisten leisten müssen, was sich zugunsten der eventuellen Feinde Deutschlands ausgewirkt hätte. Wie die Erfahrungen lehren, waren alle solche Befürchtungen unbegründet; eine Generalstreikparole wäre nirgends auf fruchtbaren Boden gefallen, und in diesem Sinne war die Zurückhaltung der SPD realistischer. Ob man auf dem geplanten Wiener Kongreß zu einer Einigung gelangt wäre, hat heute nur akademisches Interesse.

Der Höhepunkt der Darstellung Hegt natürlich im Schlußkapitel des Juli 1914. Bisher war man über die Verhandlungen des Internationalen Sozialistischen Büros auf seiner letzten Tagung in Brüssel Ende Juli 1914 auf die Memoiren von *Angelica Balabanoff* angewiesen, die aber nicht alle wichtigen Gesichtspunkte behandelt hat. Haupt stützt sich nun auf das bisher nicht bekanntgewordene Protokoll und veröffentlicht dessen Wortlaut im Anhang. Es ist eine erregende, aber - tief niederdrückende Lektüre. Man spürt geradezu, wie ratlos alle Beteiligten dem Geschehen gegenüberstanden, dem sie sich gern entgegengeworfen hätten, ohne das furchtbare Ausmaß dessen, was die Welt erwartete, auch nur ahnen zu können. Man vermochte nichts anderes zu tun, als den für Wien vorgesehenen Kongreß beschleunigt nach Paris einzuberufen. Dort sollten dann alle Entscheidungen fallen ... Inzwischen war der Krieg ausgebrochen und der Führer der französischen Sozialisten *Jean Jaurh* von einem Fanatiker ermordet worden. Der Kongreß fand auch in Paris nicht statt.

Die ganze Tragik der Zweiten Internationale, die im Sommer 1914 auseinandergebrochen ist, wird in Haupts Buch wieder lebendig. — Es enthält im Anhang die für den Wiener Kongreß vorbereiteten Materialien sowie den Inhalt der bereits ausgedruckten Festschrift, die nicht mehr zur Verteilung gelangt ist.

Sowohl durch seine tiefeschürfende Darstellung als auch durch seine dokumentarischen Beilagen ist das Buch eines der wichtigsten Quellenwerke für die Geschichte des internationalen Sozialismus. *Dr. J. W. Brügel*

BORYS LEWYTZKYI
DIE KOMMUNISTISCHE PARTEI
DER SOWJETUNION

Portrait eines Ordens. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1967.
 312 S., Ln. 24,50 DM.

Lewytky ist geborener Ukrainer, lebt heute in München und ist als Rußland-Experte bekannt. Anhand von reichhaltigen Unterlagen und Zitaten analysiert er im vorliegenden Buch vom Entstehen der Sowjetunion bis ins Jahr 1967 die Ideologie („Marxismus-Leninismus als Staatsreligion“), den Parteiapparat, die Kader- und Kontrollpolitik der Partei, das sowjetische Gesellschaftsmodell und was daraus geworden ist, die ökonomischen Triebkräfte des gesellschaftlichen Fortschritts, die Wirtschaftspolitik sowie die Rolle von Kunst und Literatur und die wachsenden Aufgaben der Intelligenz im Sowjetstaat. Die Wandlungen auf allen diesen Gebieten, ihre Ursachen und deren innerer Zusammenhang sowie die spezifischen Rollen der Parteiführer in diesem Geschehen werden deutlich herausgearbeitet. Die im Anhang zusammengestellten Tabellen belegen die dargestellten Tatsachen und Tendenzen.

Der dritte Hauptabschnitt „Wende und Ausblick“ hebt noch einmal hervor, daß man zum Verständnis der UdSSR nicht von der Ideologie her kommen kann, zumal diese insbesondere von *Stalin* als Verbrämung eines rücksichtslosen pragmatischen Herangehens an die besonderen Verhältnisse und dadurch gestellten Aufgaben benutzt worden sei. Immerhin habe *Stalin*, wenn auch mit brutalsten Mitteln, die Industrialisierung des Landes erreicht. Nun zeige sich immer deutlicher, daß eine hochentwickelte Industrialisierung eine ständig wachsende Spezialisierung auf Teilgebieten erfordere und diese Arbeitsteilung neue Machtstrukturen erzeuge. Eine Gegenwirkung gäbe es nur anhand wirklich demokratischer Einrichtungen auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens, durch weitgehende Selbstverwaltung. Das bedinge in der Bildungsarbeit die Entwicklung selbständiger Persönlichkeiten. In der UdSSR seien Ansätze zu dieser Erkenntnis zu merken, doch seien sie noch sehr schwach und riefen Unsicherheiten im gegenwärtigen Führungsstab hervor. Änderungen gerade auch bezüglich der Rolle der Partei und zum Beispiel im Hinblick auf eine Lösung der Gewerkschaften von einer Bevormundung durch die Partei seien unumgänglich, wenn die Sowjetunion sich vorwärtsentwickeln soll.

Lewytky konfrontiert die Geschichte der letzten 50 Jahre in entscheidenden Punkten mit der Theorie von *Marx* und weist schon *Lenin* beträchtliche Abweichungen nach. Er würdigt zwar das Bemühen *Lenins*, der schon zu seinen Lebzeiten sich zeigenden Gefahr der Verbürokratisierung entgegenzuwirken; dieses Bemühen war jedoch vergeblich, weil schon in den Grundlagen der Sowjetunion (sozialistischer Aufbau in einem industriell zurückgebliebenen Land) und in *Lenins* Konzeption von der Rolle und der Konstruktion des Parteiapparates die Ursachen lagen.

Das Buch enthält Gedanken, die nicht nur in bezug auf Rußland, sondern auf jedes hochindustrialisierte Land und auch die Entwicklungsländer wichtig und anregend sind.

Irmgard Enderle

ARNO ULLMANN
ISRAEL — EIN VOLK KÄMPFT FÜR
SEIN LEBENSRECHT

Zweite, umgearbeitete Auflage. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf und Köln 1967. 211 S., Ln. 16,80 DM.

Arno Ullmann, ein aus Deutschland stammender Israeli, hat 1961 ein Buch über Israel veröffentlicht, das nun umgearbeitet in neuer Ausgabe vorliegt. Er war vor seiner Einwanderung weder Zionist gewesen, noch stammt er aus einer religiösen Familie, kam also von der Not der Naziverfolgung getrieben und nicht als von vornherein Überzeugter. Teilnehmend an allem Geschehen um ihn wurde aus dem Zweifelnden ein Bejaher, der sein Buch als „ein Zeugnis der Liebe“ bezeichnet.

Da nun dieser Bejaher schriftstellerisch hochbegabt ist, entstand ein Buch, das, obwohl unterrichtend, fesselnd geschrieben ist. Das liegt an der eigenartigen Technik der Darstellung: nachdem z. B. der Leser mit der Siedlungsform des Kibbuz und den historischen und ideologischen Gegebenheiten in Kürze bekannt gemacht wurde, werden ihm Einzelheiten des Kibbuzlebens an Hand eines Besuches des Verfassers in einer solchen Gemeinschafts-siedlung anschaulich gemacht; nach einigen historischen und statistischen Angaben über die neue Stadt Kirjat Gat (östlich von Aschkalon) beschreibt er seine Fahrt dorthin, einschließlich seiner Gespräche mit den unterwegs aufgenommenen „Anhaltern“, seiner eigenen Eindrücke, seiner Unterhaltung mit dem Sekretär der Gemeindeverwaltung usw.

Den letzten Teil des Buches bildet eine Wiedergabe von Dokumenten, die mit einem Teil der Vorrede des *Herzlschen* „Judenstaat“ aus dem Jahre 1895 anfängt und über Beschlüsse der UNO, Reden von Staatsmännern, der *Balfour-Deklaration* und Presseauszüge bis zum Jahre 1967 reicht. Es folgt eine sehr kurz gehaltene Tabelle der Hauptdaten der (politischen) jüdischen Geschichte und eine

1967 geschriebene Zusammenfassung unter -dem Titel: „Auf dem Weg zur politischen Gesellschaft“.

Dieses Buch kann allen denen zur Lektüre empfohlen werden, die sich auf mühelose, ja unterhaltende Weise ein Bild vom heutigen Israel machen wollen, ohne sich tief in das Studium von Ziffern, Geographie und Soziologie einlassen zu wollen.

Dr. R. Sivron-Hoffnung

HANS PAUL BAHRDT WEGE ZUR SOZIOLOGIE

Nymphenburger Verlagshandlung, München 1966. 295 S., Paperback 14,80 DM.

Könnte man bisher dem interessierten Laien als Einführung in die Soziologie nur das Buch *Stephan Lambrechts* empfehlen, so bietet sich nun ein Werk an, das sich zwar ausdrücklich nicht als Einführung versteht, tatsächlich aber weit mehr leistet, als nur an die Soziologie heranzuführen.

Mit bewunderswertem pädagogischem Geschick öffnet der Göttinger Soziologe Wege zur Soziologie, indem er nicht von einer wissenschaftlichen Systematik ausgeht, deren unverbindlichen Charakter ein Laie gewöhnlich nicht zu durchschauen vermag, sondern von Fakten wie der Bevölkerungsexplosion, der Verstädterung, den Wandlungen der Familie und der Erwerbsstruktur, dem Strukturwandel der Industriearbeiterschaft und der Entwicklung der Arbeitsverhältnisse außerhalb der Industrie, Machtstrukturen in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft, um abschließend die Demokratie als Bildungs- und Informationsproblem zu analysieren. Auch ein Kapitel über die Probleme der Entwicklungsländer fehlt nicht.

Gleichsam en passant zerstört der Verfasser manche Legenden, so die von der Entwurzelung des modernen Menschen und die der Dorfidylle. Während im wilhelminischen Reich die durchschnittliche Betriebszugehörigkeit eines Arbeiters oft geringer als ein Jahr war, er oft ein geradezu nomadenhaftes Leben zu führen gezwungen war, ist heute nicht nur die Arbeiterschaft, sondern die Gesellschaft überhaupt ausgesprochen sesshaft. Die vielgelobte Beschaulichkeit des dörflichen Lebens aber wurde erst durch die industrielle Revolution möglich, die Teile des Landproletariats absaugte.

Streng genommen bietet Bahrtdt also zunächst eine soziologisch relativierende Sozialgeschichte und Gesellschaftskunde. Eine Fülle empirischen Materials verarbeitend regt er jedoch zugleich zu einer „Gehirngymnastik des ständigen Abstrahierens und Konkretisierens“ und zum richtigen, kritischen Fragen an, und zwar soll sich dieses Fragen auch an die So-

ziologie selber wenden. Beispielsweise erwähnt Bahrtdt, daß an der Überschätzung des Großbetriebs und der Verbreitung modernster technischer Verfahren die Industrie- und Soziologie nicht unschuldig sei. Allein die Namengebung enthalte immer schon ein Stück Interpretation, bzw. ein Stück kollektiven Selbstverständnisses. Ausdrücklich fragt der Verfasser: „Ist der Begriff Industrielle Gesellschaft vielleicht deshalb so beliebt geworden, weil wir unsere Gesellschaft nicht mehr als bürgerliche Gesellschaft oder als ‚kapitalistische Gesellschaft‘ bezeichnen wollen?“

Leider führt Bahrtdt diesen Ansatz nur in politischer Hinsicht, unter dem Gesichtspunkt der Macht, fort, während er sich, was den Kapitalismus angeht, mit der Bemerkung begnügt, „... daß der größte Teil der Wirtschaft unter dem harten Gesetz einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung steht, verdrängen wir gern. ‚Soziale Marktwirtschaft‘ klingt freundlicher“ (S. 130). Mit einem solchen Urteil wird der Autor zweifellos der Wirklichkeit gerecht, nicht aber den Intentionen *Müller-Armacks*, der diesen Begriff prägte.

Gleich eingangs heißt es bei Bahrtdt: „Anstelle des Wortes Leitbild, das im neudeutschen Tagungsjargon so beliebt ist, sollte man lieber das alte deutsche Wort ‚Ideologie‘ gebrauchen.“ Wirklich? Jede Kritik indes orientiert sich an Maßstäben, Leitbildern, wie immer man es nennen mag. Und Bahrtdt selbst operiert von einem solchen Leitbild aus, nämlich dem einer wirklich demokratischen Gesellschaft. Ihn deshalb als Ideologen zu bezeichnen, würde mir widerstreben.

Eine Überlegung wie diese verschlägt freilich nicht im geringsten gegen den Wert eines Buches, vor dem der Rezensent sich nicht scheut, in die Floskel zu verfallen, es gehöre in jede öffentliche Bibliothek und in die Hände möglichst vieler Leser. Nicht zuletzt wegen des vorzüglichen, ergänzenden Aufsatzes „Wege in die soziologische Literatur“ samt bibliographischen Hinweisen von *Hans Peter Dreitzel* eignet es sich auch in fast idealer Weise für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit.

Hermann Meier-Cronmeyer

GEORGES GURVITCH DIALEKTIK UND SOZIOLOGIE

Mit einem Nachwort von Lutz Geldsetzer. Soziologische Texte, Bd. 23, Neuwied—Berlin 1965. 333 S., Ln. 24,—DM.

Im Streit um die Probleme der „Dialektik“ und des „Empirismus“ innerhalb der Soziologie nimmt Gurvitch eine interessante Position ein. Seine Absicht ist es, beide Begriffe zu entdogmatisieren, indem er sie vermittelt und „dialektischen Hyperempirismus“ oder „empirisch-realistische Dialektik“ anwenden will.

Nach Gurvitch geht richtig verstandene Dialektik „zunächst auf die Zerstörung aller überkommenen Begriffe aus, um deren ‚Mumifizierung‘ zu verhindern, die von ihrer Unfähigkeit herrührt, die realen Ganzheiten ‚en marche‘ — in der Bewegung zu erfassen. Desgleichen gelingt es den erstarrten Begriffen nicht, die Ganzheiten zugleich mit ihren Teilen zu berücksichtigen; sie dringen niemals in die unerschöpfliche Fülle des Wirklichen tief ein, von dem ein wichtiger Teil, nämlich derjenige der menschlichen Wirklichkeit (besonders der sozialen und historischen Wirklichkeit), selber in einer dialektischen Bewegung begriffen ist“ (S. 9).

Freilich darf Dialektik weder aszendent noch deszendente sein: „Sie vermag weder zum Heil zu führen, noch zur Verzweiflung, noch durch diese Wirklichkeit hindurch zu jenen. Sie enthält keinerlei Universalheilmittel zur Versöhnung der Menschheit oder der Gottheit mit sich selber. Man kann sie weder spirituellistisch noch materialistisch noch mystisch nennen. Weder kann sie ausschließlich Methode noch ausschließlich reale Bewegung sein, obwohl sie für die Naturwissenschaft vor allem Methode, für die Wissenschaften vom Menschen, insbesondere die Soziologie und Geschichtswissenschaft, hauptsächlich reale Bewegung ist. In jedem Falle aber sind die Beziehungen zwischen der Dialektik als realer Bewegung im menschlichen Bereich und den Methoden, die diese Bewegung erforschen, dialektisch und müssen dialektisiert werden“ (S. 9 f.).

Andererseits setzt Dialektik bei der Erfahrung an. Doch begnügt sich der von Gurvitch geforderte Empirismus nicht damit, „soziale Fakten“, „die wie Feldblumen nur darauf warten, gepflückt zu werden“, zu sammeln, auch der „religiöse“ (*James*), „affektive“ (*Rauh* und *Scheler*), „noetische“ (*Husserl*) und der „existenzielle“ (*Heidegger*, *Jaspers*) Empirismus werden von ihm für unzureichend gehalten. „Die wirkliche Erfahrung, die wir diesen willkürlichen philosophischen Interpretationen entgegenstellen —, ist immer auf verschiedenen Stufen vermittelt.“ So gibt erst „die Einheit von Erfahrung und Dialektik. . . Erfahrung in ihrer Fülle“ (S. 11).

An diesen Thesen orientiert behandelt er im ersten Teil seiner Studie die Geschichte der Haupttypen der Dialektik von *Piaton* bis *Marx*. Im zweiten Teil stellt er systematisch, vielleicht schon ein bißchen scholastisch, seine eigene „empirisch-dialektische Dialektik“ dar.

Interessant ist seine Auseinandersetzung mit *Marx*. Er erkennt an, daß *Marx* sich bemüht, „das Relative, das Vergängliche, das sich im Spannungszustand Befindliche in den Vordergrund zu stellen“ (S. 182). Weiter stimmt er der Konzentration der *Marx*schen Dialektik auf die gesellschaftliche Realität, auf ihre historische Ausprägung, auf das kollek-

tive wie individuelle Element zu (S. 183). Schließlich erwähnt er als dritte Errungenschaft der Dialektik von *Marx* „die Entdeckung einer Vielfalt möglicher Richtungen der im gesellschaftlichen Leben beobachtbaren realen dialektischen Bewegungen“ (S. 184). Negativ beurteilt Gurvitch, daß *Marx* das Verhältnis zwischen der Dialektik als realer Bewegung und der Dialektik als Methode nicht genügend vertieft habe (S. 187). Zweitens wirft er der *Marx*schen Dialektik vor, daß sie eine aszendente Dialektik sei, d. h. die universelle Versöhnung mittels des universellen Widerspruchs behaupte (S. 188). Der dritte Irrtum beruhe darin, daß die *Marx*sche Dialektik auch eine apologetische Dialektik sei: „Sie stellt die Apologie der zweiten Phase des Kommunismus, die Apologie der klassenlosen Gesellschaft, die Apologie des Vergehens des Staates, die Apologie des Verschwindens jedes Zwanges und jedes Widerstandes, die Apologie der vollendeten Harmonie auf Erden dar“ (S. 189).

Den ersten Mangel werden *Marxisten* bereitwillig zugeben. Auch das Werk von *Marx* hat unvollständigen Charakter und bedarf ständig kritischer Erweiterung und Verfeinerung. Der zweite und der dritte Vorwurf lassen sich zu der Behauptung zusammenfassen, die *Marx*sche Dialektik diene lediglich dazu, eine eschatologische Geschichtsphilosophie zu markieren. Hiergegen kann eingewandt werden: Chiliastische Schwärmer waren *Marx* und *Engels* nicht. Jene Stelle im dritten Band des „Kapital“, in der *Marx* behauptete, das Reich der Freiheit beruhe in allen gesellschaftlichen Formationen, d. h. doch auch im Kommunismus, auf dem Reich der Notwendigkeit, spricht nicht gerade dafür, daß er sich die kommunistische Gesellschaftsordnung als vollkommen leidloses Himmelreich auf Erden vorstellte. Freilich reichen die Produktivkräfte, über die die Menschheit heute verfügt, aus, um nahezu jede Utopie zu realisieren. Die Grenzen werden von menschlicher bzw. unmenschlicher Praxis gezogen. Sollen diese Grenzen gesprengt, soll der Bereich konkreter Freiheit erweitert werden, bedarf es allerdings dann und wann umwälzender Praxis.

Gurvitchs Erörterungen über Dialektik und Soziologie sind klar und anregend geschrieben. Und so kann man *Geldsetzer* zustimmen, wenn er meint: „Mögen seine Ausführungen über Freiheit und Determinismus, über die Vielfältigkeit der sozialen Zeiten und ihrer dialektischen Vereinheitlichungen, mag auch die hier vorgelegte Theorie der Dialektik und ihrer Anwendung in den Geisteswissenschaften nicht das letzte Wort in diesen Fragen sein, so sind es doch sehr originelle Gedanken, die ein helles Licht auf diese und viele davon abhängende Probleme werfen, und die man darum kennen muß“ (S. 320).

Prof. Dr. Wilfried Gottschalch

ALFRED JÜTTNER

DIE EUROPÄISCHE EINIGUNG

Band 120 der Schriftenreihe Geschichte und Staat. Günter Olzog Verlag, München — Wien 1966. 160 S., brosch. 2,90 D-Mark.

Über die Entwicklung und den Stand der europäischen Einigung wird hier ein Taschenbuch vorgelegt, das die wichtigsten Daten für einen Überblick über die verschiedenen Organisationen in Europa und deren Zusammenhänge mit außereuropäischen Pakten (OECD,

NATO) zusammenfaßt. Der Verfasser, Lehrbeauftragter der Hochschule für Politische Wissenschaften in München, geht auch auf das Verhältnis Amerika—Europa ein, widmet sich der deutschen Frage und wirft einen Blick auf die Organisationen des Ostblocks,

Die knappe Darstellung, klare Gliederung und anschauliche Berichterstattung, verbunden mit einer — wenn auch vorsichtigen — Kritik an Zielen deutscher und europäischer Politik, kann der politischen Bildungsarbeit dienlich sein.

Dieter Kuhr